

St. Josephsgärtchen.



Jugendjahre des hl. Joseph.

(Fortsetzung.)

Ein Freund aus Bethlehem hatte dem hl. Joseph bei seiner Flucht aus dem elterlichen Hause andere Kleider gebracht. Zuerst betrieb der Heilige in Libona das Zimmerhandwerk. Er arbeitete bei einer sehr armen Familie um den Lebensunterhalt. Der Mann verfertigte einfache Flechtwände, und der hl. Joseph leistete ihm dabei ganz demütig jegliche Hilfe.

Seine Eltern hatten anfangs geglaubt, er sei geraubt worden. Später kundschafteten ihn seine Brüder aus und bereiteten ihm manchen Verdruß. Dennoch blieb er bei den armen Leuten und bei der geringen Beschäftigung, deren die Seinigen sich schämten.

Die göttliche Vorsehung führte ihn sodann nach Thanaach. Es war da eine wohlhabende Familie, und Joseph hatte für sie bessere Arbeit zu machen. Thanaach war ein kleines Dörfchen; doch hatte es eine Synagoge. Joseph lebte sehr fromm und demütig, und alle Leute hatten ihn recht lieb und wert. Zuletzt arbeitete er für einen Mann in Tiberias, wo er allein in einem Hause am Wasser wohnte.

Seine Eltern waren schon längere Zeit tot und seine Brüder zerstreut; nur zwei wohnten noch in Bethlehem. Das väterliche Haus war in andere Hände und die ganze Familie in schnellen Verfall gekommen. Joseph war sehr fromm und betete viel um die Ankunft des Messias; auch trug er eine große Scheu vor dem weiblichen Geschlecht.

Kurz, bevor er zur Vermählung mit Maria nach Jerusalem gerufen wurde, war er im Begriffe, sich noch einen einsameren Winkel zum Gebet in seiner Wohnung einzurichten. Da erschien ihm ein Engel im Gebete und sagte ihm, er solle dies nicht tun; denn wie einstens der Patriarch Joseph in Aegypten durch Gottes Fügung der Verwalter über die Kornkammern im Aegyptenlande geworden, so solle nun auch ihm das Kornhaus des Heiles anvertraut werden.

Joseph verstand das in seiner Demut gar nicht und begab sich ins Gebet. Endlich wurde er nach Jerusalem berufen, um mit der allerseligsten Jungfrau vermählt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Glaube ist das Leben der Seele.

Gehe zurück bis zu den frühesten Empörungen, Revolutionen und Statsumwälzungen, und du wirst erkennen, daß ihr Ursprung in dem kleinen Wörtlein „Warum?“ zu finden ist. Auflehnung ist die stärkste Gewalt und das erste Verbrechen des Menschengeschlechtes.

Sehr richtig ist das Wort: „Schließe deine Augen, und du wirst sehen!“ Ein berühmter Mann, der den hl. Glauben verloren, seufzte eines Tages: „Mein Unglück ist, daß ich ein Gelehrter bin; denn daher kommt es, daß ich vernünftle. Wer vernünftelt, der zweifelt, und zweifeln ist soviel wie leiden. Ich bin rings von Gesang und Freuden und Blumen umgeben, und dennoch wird meine Seele von Traurigkeit gequält. O Gott, gib mir den Glauben meiner Kindheit wieder!“

Der Glaube ist in der Tat das Leben unserer Seele. Er strömet in die Adern des Verstandes und des Willens und versieht alle Kanäle unserer Seele mit stets neuen Erleuchtungen und sacht das Feuer der Liebe immer von neuem an; denn der Glaube verbindet das Herz mit dem Urquell aller Freude und jeglicher Stärke: mit Gott dem hl. Geiste.

Es gibt nur ein Mittel, ein wahrer Christ zu sein, nur ein Mittel, die Familie, das Vaterland und die soziale Ordnung aufrecht zu erhalten, und dieses ist: das Evangelium und die Beobachtung aller seiner Vorschriften.

Darum glaube und lebe vom Glauben! Liebe, diene und bete Jesus Christus an am hellen Tag, d. h. unerschrocken und vor aller Augen!

Nur zehn Pfennig.

„Was für ein hübscher Kuchen, Mutter! und er kostet nur zehn Pfennig. Wolltest Du mir nicht zehn Pfennig geben? Ich möchte ihn gar so gerne kaufen“, sagte Mariechen, indem sie mit flehenden Blicken auf das abgeharnte, aber dennoch freundliche und sanfte Antlitz ihrer Mutter schaute. — „Ich habe keine zehn Pfennige zum Kuchenkaufen, mein liebes Kind. Ich habe gerade Geld genug, um für Dich Brot kaufen zu können.“

„O!“ seufzte Mariechen und blickte begierig auf das Schaufenster, hinter welchem die Leckerbissen mit Früchten so zierlich aufgestellt waren, daß sie dem armen Kinde die größten Versuchungen bereiteten. Der Kuchen, den Mariechen so sehnlichst



Aus B. Kühlen's Kunstverlag
in M. Gladbach.

Vermählung des hl. Joseph
mit Maria.



Aus B. Kühlen's Kunstverlag
in M. Gladbach.

hl. Joseph und Jesukind.

wünschte, war in der ersten Reihe und wenn er auch nur halb so wohlschmeckend war, als er aussah, so war er immerhin sehr billig.

Aber die große, blasser Frau ergriff die Hand des Kindes und hielt sie so fest, daß das Mädchen zur Ueberzeugung kam, daß alle weiteren Bitten vergeblich seien, weshalb es ruhig seines Weges ging. Bald darauf erreichten beide den Laden, wo Mariechens Mutter ihre feinen Näharbeiten abgab. Sie war eine geschickte Näherin, und diese Beschäftigung war für sie, eine arme Witwe die einzige Quelle, aus der sie und ihr Kind den nötigen Lebensunterhalt gewann.

Die Arbeit war bezahlt, Mutter und Kind traten daher auf einer anderen Straße den Heimweg an. In geringer Entfernung von ihrem Häuschen hörten die beiden einen wehmütigen Gesang, der die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden erregte. Sie erblickten einen armen, bresthaften Mann, welcher auf sie zukam. Der Hunger schaute aus seinen tief-liegenden Augen. Als die Witwe sah, daß sich niemand um die in Liedform vorge-tragene Bitte küm-mere, griff sie in ihre Tasche und zog ein Zehnpfennigstück her-vor. „Laufe, Mariechen“, sagte sie, „und bring das Geld dem armen Mann!“

Mariechen, dar-über erstaunt, daß die Mutter einem Frem-den schenke, was sie ihr soeben verweigert hatte, nahm das Zehnpfennig-stück, aber sie war nichts weniger als eifertig. Der Mann hatte sich unterdessen entfernt, und sie folgte ihm langsam in derselben Richtung, woher sie ge-kommen waren, während ihre Mutter den Schlüssel aus der Tasche zog und die Türe öffnete.

Kurze Zeit darnach wurde das Kind vom Fieber ergriffen. Die schönen himmelblauen Augen schienen ganz verwildert, und sein kleiner, heißer Kopf schob seine Haarlocken auf dem Kissen hin und her. Eines Tages erstarrte gegen Abend der ungestüme Blick, und die trockene Zunge versuchte vergebens, etwas, was das arme Kindesherz beschwerte, auszusprechen. Die Mutter neigte sich in tiefster Betrübniß und Angst über ihr sterbendes Kind. Am nächsten Morgen war das kleine Mariechen schon eine Leiche. Der Mutter bereitete die Unruhe und die Neue, welche in des

Kindes Angesicht noch in den letzten Augenblicken sicht-bar waren, noch mehr Kummer als selbst der Verlust ihres holden Kindes. „Was war es, fragte sie sich, was das Kind während seiner Krankheit zu sagen versuchte? Was bedeutete die tiefe Neue in seinen lieblichen, blauen Augen? Als sie im anstoßenden Zimmer das kleine Totenkleid, das sie mit ihren Tränen benetzte, auseinanderbreitete, öffnete sich die Türe, und ein Priester trat ein. Mit einem Aufstrei-

der Verwunderung er-hob sich die Witwe. Schon lange, lange hatte sie diesen ihren teuren Bruder, welcher viele Jahre in einer fernen Mission am Heile der Seelen wirkte, nicht mehr ge-sehen, und gerade jetzt kam er, als sie seiner Hilfe am meisten be-durfte. Stunden schie-nen ihr so schnell wie Minuten zu vergehen. Er hatte das kleine Mariechen nicht ge-kannt, aber es tröstete die Mutter ungemein, einem so freundlichen und teilnehmenden Zu-hörer einen ausführ-lichen Bericht über ihr kurzes Leben erstatten zu dürfen.

„Aber wer war das kleine Mädchen mit den gold-gelben Haarlocken, welches soeben durch das Zim-mer ging?“ fragte er schließlich.

„Was? Ein kleines Mädchen!“

„Ein Kind mit goldgelben Haarlocken und himmelblauen Augen. Solltest Du es nicht gesehen haben? Unmöglich!“

„Ich habe nichts gesehen. Es ist kein Kind hier“, erwiderte Witwe Harison in tiefster Nöthung, denn diese Beschreibung stürzte sie in neue Angst.

„Es trug ein braunes Kleid“, fuhr der Priester fort, „und es hatte einen so flehenden Blick! Hier ist es wieder!“ Er erhob sich schnell und ging in das angrenzende Zimmer, seine Schwester folgte ihm. Es war das Zimmer, in dem Mariechens Leiche auf dem Paradebett lag. Die arme Mutter sah nichts als die starre Leiche, der Priester aber beobachtete mit großer Spannung einen anderen Vorgang. Ein Kind, das Mariechen im Leben ganz ähnlich war, kniete nieder und suchte einen verlorenen Gegenstand; es befand sich offenbar in großer Not, als es denselben nicht finden konnte. Der Priester ging zu der Stelle und suchte nach. „Ist es das?“ fragte er schließlich, ein Zehnpfennigstück in die Höhe haltend. Die Mutter



Der österreichische Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, mit seiner Gattin Sophie Fürstin von Hohenberg und seinen drei Kindern, Prinzessin Sophie, Fürst Maximilian und Fürst Ernst Alphon.

war für den Augenblick ganz verwirrt, denn es trat ihr unwillkürlich der Vorfall vor Mariechens Krankheit vor die Seele. Der verlangte Kuchen, — der nur zehn Pfennig kostete; — der lahme Mann, dem sie zehn Pfennig gegeben hatte; die darauf folgende Not und Angst, als das Kind nicht mehr imstande

war, deutlich zu sprechen. Es war ihr jetzt alles klar. Mariechen war damals in großer Versuchung und hatte in dieselbe eingewilligt. Aber sie konnte nicht eher Ruhe finden, bis sie die gestohlenen zehn Pfennige wieder zurückgegeben hatte. — Später erschien sie nie wieder.

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Aus Tschakas blutigen Tagen.

(Fortsetzung.)

2. Kapitel.

Mopos erste Bedrängnisse.

Meine arme Mutter bekam von dem Schlag, den ihr der freche Knabe versetzt hatte, eine bössartige Wunde, die jeder Heilung widerstand, Krebsartig um sich griff und zuletzt ins Gehirn eindrang. Eines Tages brach sie tot zusammen. O wie weinte ich, als ich sie so kalt und steif am Boden liegen sah und keinen Laut mehr von ihr vernahm, die ich so sehr geliebt hatte. Und wie bald fand ich die gute Mutter, die man so kalt und herzlos in den Boden verscharrte, allgemein vergessen! Baleka, meine Schwester, war noch zu klein, um ihren Verlust zu fühlen, und mein Vater nahm bald darauf eine junge Frau und schien mit ihr wohl zufrieden.

Ich aber fühlte mich seitdem sehr unglücklich. Meine Brüder liebten mich nicht, denn ich war klüger als sie, verstand den Affagai gewandter zu werfen und übertraf jeden im Wettlauf. Sogar den Vater wußten sie gegen mich einzunehmen, sodaß mich derselbe oft gar hart behandelte. Um so inniger schloß sich dagegen Baleka an mich an, denn sie fühlte sich ebenso verlassen, wie ich selbst; sie rannte gleichsam an mir empor wie ein Schlinggewächs an einem Baum auf öder Heide. Trotz meiner Jugend erkannte ich, daß Klugheit mehr sei als Stärke. Ich sah, daß die Zauberer und Aerzte im ganzen Land gefürchtet waren, daß jedermann mit Scheu zu ihnen aufblickte, und daß selbst zehn bewaffnete Männer es nicht wagten einen Zauberer anzugreifen, der ihnen mit einem bloßen Stock in der Hand gegenübertrat. Ich beschloß daher, ebenfalls ein Zauberer zu werden, um alle meine Gegner mit einem einfachen Zauberpruch niederwerfen zu können. Ich brachte Opfer dar, fastete an einsamer Stätte, kurz, tat alles, was eben da üblich ist, und lernte dabei gar vieles. Wohl ist viel Lüge und Spiegel- fecterei in unserem Treiben, aber auch so manches Körnlein Wahrheit. Kamst du nicht selbst zu mir, mich über deine Ochsen zu befragen und habe ich dir nicht getreulich Auskunft darüber erteilt?

So verging die Zeit, ich wurde zwanzig Jahre alt und war damals schon groß und stark wie ein vollkommen ausgewachsener Mann. Da ich Meister in meiner Kunst werden wollte, schloß ich mich an den berühmtesten Zauberer unseres Stammes an, Namens Roma. Er lehrte

mich noch manchen praktischen Handgriff und verschiedene Schliche, wurde jedoch zuletzt eifersüchtig auf mich und legte mir eines Tages eine böse Falle. Das war so:

In unserm Nachbarstamm hatte ein sehr vermöglicher Mann Vieh verloren und kam nun mit Geschenken zu Roma, damit er ihm die Tiere „ausriche“. Roma versuchte es, doch seine Kunst ließ ihn im Stich. Da verlangte der Reiche seine Geschenke wieder zurück. Roma aber wollte, was er bereits besaß, nicht mehr hergeben. Es fielen harte Worte, der eine drohte mit Totschlag, der andere mit Zauberei. Da ich fürchtete, daß der Streit schlimme Folgen haben würde, rief ich den beiden zu:

„Wozu das Wortgezänke? Laßt mich einmal einen Versuch machen, die Geister zu befragen. Vielleicht begünstigt mich das Glück.“

„Du?“ entgegnete verächtlich der Reiche, „du bist ja noch ein Knabe! Seit wann verstehen sich denn Knaben auf solche Künste?“

„Das wollen wir bald sehen,“ erwiderte ich und nahm gelassen die in solchen Fällen bei uns üblichen Knochen zur Hand.

Nun schrie Roma ganz außer sich vor Wut: „Die Hand weg von den Knochen! Weshalb die Geister fragen für einen solchen Hund, wie dieser Fremde da?“

„Und er soll mir die Knochen werfen,“ entgegnete nun der Reiche. Und wenn du es wagst, ihn daran zu hindern, so durchbohre ich dich mit meinem Affagai, daß die Sonne dir durch den Leib scheint!“ Dabei erhob er drohend seine Lanze.

Ich machte mich nun hurtig ans Werk. Der Reiche setzte sich neben mich auf den Boden und beantwortete meine Fragen. Ich warf die Knochen und bald gewann ich Licht in der Sache. Persönlich wußte ich von den verloren gegangenen Ochsen nichts, doch die Geister standen mir bei. Bald sah ich alles so klar, daß ich dem erstaunten Mann alle seine Tiere nacheinander aufzählen konnte; ich bezeichnete deren Farbe, Alter usw. Ich sagte ihm auch, wo dieselben

nun seien und wie eines derselben auf seinem Rücken tot in einem Strudel läge und mit seinem rechten Vorderfuß in einer gabel- förmigen Wurzel hänge.

Nun war der Mann zufrieden. „Wenn dein Gesicht wahr ist“, sagte er, „und ich mein Vieh wieder bekomme, so werde ich meine Geschenke dem Roma wieder abnehmen und sie dir geben. Ist das nicht billig und recht?“ fragte er das zahlreich versammelte Volk, das rings herum saß. „Ja, ja“, riefen alle wie aus



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Drei kaffrische Häuptlingsfrauen.